

V E R L A G



B E G E G N U N G E N

ISBN 978-3-946723-49-3

Birgit Schuler

Und wenn der Wind eine Seele hat ...

Märchenhafte Erzählungen

Gemälde „Schwan“: Gabriele Frosch
www.gabrielefrosch.de

Korrektorat: Gisela Polnik

Gestaltung: Elke Mehler
www.querwerker.de

Verlag: Begegnungen, Schmitten
www.verlagbegegnungen.de

Copyright 2018
Neuaufage

Printed in Germany
Alle Rechte vorbehalten

Dieses Buch ist eine überarbeitete Neuaufage des im Paashaas -Verlag erschienenen Buches: Das Leben ist ein Märchen – Geschichten über Achtsamkeit und Lebensglück (erschienen im September 2012)

Und wenn der Wind eine Seele hat ...

Märchenhafte Erzählungen

Birgit Schuler



Inhalt

Vorwort	6
Der Zeitoptimierer	10
Die Waldgeister	30
Der frohe Müller	38
Körper und Seele	42
Die blinde Prinzessin	46
Die Seele des Windes	60
Der Spuk der Kobolde	62
Gut und Böse	74
Philip und die Regenwürmer	78
Die Leute vom alten Haus	80
Der Stein, der die Angst besiegte	90
Die drei Tagebücher und die Blume der Freude	98
Das geheimnisvolle Tor	104
Der Gefangene	114
Marianna	116
Noch einige Worte zum Dank	132
Über die Autorin	134

Vorwort

„Mein Leben ist ein hübsches Märchen, so reich und glücklich“ – das sagte Hans Christian Andersen, der berühmte Märchenerzähler. Und ich finde: Das Leben ist ein hübsches Märchen – für jeden. Man muss es nur zulassen. Dabei ist es wichtig, achtsam zu sein. Achtsam gegenüber sich selbst zunächst. Sich fragen: Was will ich eigentlich, was brauche ich? Wie kann ich nutzen, was ich habe, um mich selbst glücklich zu machen? Es braucht nämlich gar nicht so viel! Wir können manches nicht ändern, aber das ist auch gar nicht unbedingt notwendig. Hans Christian Andersen wuchs in sehr ärmlichen Verhältnissen auf, hatte kaum Kontakt zu anderen Kindern, galt als „merkwürdig“. Er war oft allein. Und trotzdem war er glücklich. Denn er hatte seine Träume und die Gabe, sich an Kleinigkeiten zu erfreuen, insbesondere an der Natur, wie z. B. auch am „Garten“ seiner Mutter, der aus einem Kasten in der Dachrinne bestand. (Aus: *Hans Christian Andersen: Das Märchen meines Lebens, 1847*)

Egal, wie furchtbar alles um uns herum zu sein scheint – niemand kann uns unsere Träume nehmen! Träumen Sie sich Ihr eigenes Lebensmärchen! Schmücken Sie es ruhig aus, tragen Sie dick auf! Manches wird sich dann auf wunderbare Weise erfüllen. Denn Träumen motiviert zum Handeln! Träumen entspannt und in unseren Träumen gibt es keine Grenzen! Träumen Sie und Sie werden feststellen, dass Sie sich wiederfinden – mit einem Lächeln im Gesicht.

Oft sind es gerade die Dinge in unserem Leben, die uns zu schaffen machen, die helfen, dass wir aufschauen, die uns sogar manchmal zwingen innezuhalten – achtsam zu sein. Schauen Sie genau hin, seien Sie achtsam, halten Sie inne. Die Welt ist wunderschön, man muss sie nur wirklich wahrnehmen – und das heißt, stehenzubleiben und mal genau hinzusehen, anstatt, wie meist, schnell vorbeizueilen. Mark Twain sagte einmal: „Das Glück ist ein schwedischer Sonnenuntergang – er ist für alle da, aber die meisten von uns blicken in eine andere Richtung und verpassen ihn.“



Die kleinen Dinge am Lebens-Wegesrand, das ist meistens das wahre Glück! Benutzen Sie einmal all Ihre Sinne – zum *Hin-Hören*, ohne noch schnell nebenbei etwas anderes zu tun oder zu denken. Oder zum *An-Sehen*, ohne dass nebenbei noch etwas anderes wichtig ist. Sehen Sie sich doch mal genau die Wolken an, die vorbeiziehen, ihre Form, die Farbe, sehen Sie, wie sie sich verändern – haben Sie das nicht auch als Kind getan und gestaunt und dabei das Leben, das Glück gefühlt? Lassen Sie die störenden Gedanken ziehen, vergessen Sie einmal alles andere, nur diese Wolken da über Ihnen sind wichtig. Oder vielleicht der Baum vorn an der Straße gegenüber der Bushaltestelle – haben Sie den schon mal genauer angesehen? Haben Sie ihn übers Jahr beobachtet, wie er sich während der Jahreszeiten verändert? Entdecken Sie die Welt einmal wieder aus Kinderaugen. Nehmen Sie sich die Zeit – sie ist gut genutzt! Stellen Sie ruhig mal Ihr Smartphone eine Weile aus und gehören Sie nur sich selbst! Seien Sie achtsam gegenüber sich selbst, niemand sonst kann Ihnen so viel Gutes tun! Aber seien Sie auch achtsam mit anderen, auch das kommt zurück. Nicht immer sofort, aber irgendwann, irgendwie. Achten Sie auch die anderen Wesen, die Tiere, die Pflanzen – sie sind so wertvoll. Sie sind Leben. Schauen Sie genau hin – die Tiere verstehen zu leben. Und erfreuen Sie sich an der Natur. Sie sind ein Teil davon! Schauen Sie doch mal das Unkraut am Wegesrand an – die zarten Blüten – warum es ausreißen – warum nicht einfach Freude daran haben?

Auch in meinem Garten wächst viel davon, manchmal weiß ich gar nicht, was aus einem Pflänzchen wird, und warte einfach ab – wie viele Male war ich überrascht, Welch schöne Blumen daraus wurden.

Aber auch das, was wir als nicht schön bezeichnen, ist wertvoll. Was maßen wir uns an, diese Welt nach unserem Schönheitsideal umzugestalten und damit wertvolle Ressourcen, die sowieso furchtbar knapp sind, einfach zu vernichten oder anderen etwas wegzunehmen? Denn all das, was wir vernichten, bedeutet oft Lebensraum und Nahrung für andere! Unsere Umwelt zu schützen und Schönheit überall zu entdecken, wo wir sie im Alltag oft gar nicht sehen –



das ist Glück! Und jeder hat seine Berechtigung auf dieser Welt! Ich teile gerne unseren Garten mit Maulwürfen, Mäusen, zahlreichen Vögeln, noch zahlreicher Insekten, Schnecken, auch mit denen, die normalerweise unbeliebt sind. Mit der Zeit lernt man, sie zu verstehen. Wenn im Herbst die Maulwürfe hohe Hügel werfen, weiß ich, dass sie sich tiefere Wohnstuben graben, und kann mich darauf verlassen, dass es kälter wird. Gelernt hatte ich einmal, dass diese Hügel unschön sind. Mittlerweile schaue ich traurig auf einen gepflegten Rasen. Er kommt mir oft leblos vor. Meine Wiese ist bunt, sie duftet und sagt mir so viel über die Erde und die Tiere, die darin wohnen. Ich teile gern mit ihnen. Und „merkwürdigerweise“ hat niemand in unserer Umgebung so reiche Ernte wie wir.

Die verborgenen Ecken im Gebüsch, moosbewachsene Wurzeln, wenn aus Totholz wieder Leben wächst – das ist mein Märchen!

Halten Sie Ausschau, schauen Sie sich um und fühlen Sie mal! Und entdecken Sie *Ihr* Märchen!



Der Zeitoptimierer

Es lebte einmal vor langer, langer Zeit in einem Land, das heute fast niemand mehr kennt, ein Junge, fast schon ein junger Mann, aber eben nur fast. Er hieß Morlo Orin Irus. In der Sprache des Landes hieß das „der die Zeit optimiert“. Denn das war es, wonach die Menschen sich damals am meisten sehnten. Alle hatten immer so viel zu tun, dass sie sich wünschten, die Minuten hätten mindestens doppelt so viele Sekunden, als sie eigentlich haben, und die Stunden hätten mindestens doppelt so viele Minuten, als es in Wirklichkeit gibt, und der Tag hätte mindestens doppelt so viele Stunden und so weiter. Es gab viele Erfindungen damals, mit denen man die Dinge schneller erledigen oder immer mehr Sachen gleichzeitig machen konnte. Die Erfinder waren wichtige Leute, die von jedem hoch geachtet wurden. Und hoch geachtet werden, das wollte schließlich jeder. Man konnte sich Achtung und Ansehen aber auch durch anderes erwerben, nämlich dadurch, dass man möglichst viele Dinge gleichzeitig schaffte. Alle Leute arbeiteten viel und versuchten, ihre Arbeit so zu verrichten, dass es möglichst schnell ging: mit schnellen Maschinen oder dadurch, dass sie versuchten, überall gleichzeitig zu sein oder mit möglichst vielen anderen Geschäftsleuten gleichzeitig zu verhandeln. Und sogar in ihrer freien Zeit versuchten sie, so viel gleichzeitig zu schaffen, wie sie konnten, indem sie viele Freunde auf einmal trafen und mit ihnen zusammen so viele Feste wie möglich besuchten oder so viel Sport, wie sie nur konnten, trieben. Und wenn sie am nächsten Tag bei der Arbeit erzählten, bei wie vielen Veranstaltungen, Versammlungen oder Zusammenkünften sie während der letzten Nacht gewesen und mit wie wenig Schlaf sie ausgekommen waren, waren sie stolz und ernteten bei den anderen Bewunderung – oder sogar Neid.

Natürlich verbrauchte es auch viel zu viel Zeit, einen so langen Namen wie Morlo Orin Irus auszusprechen, und deshalb nannte man den Jungen kurz bei den Anfangsbuchstaben: Moi.

Moi hatte keine Geschwister, denn Mois Eltern waren sehr strebsam und sehr erfolgreich in ihren Berufen und hatten wenig Zeit für Kinder. Auch nicht für Moi.



Aber Moi hatte einen Großvater, mit dem er viel Zeit verbrachte. Und Mois Großvater war furchtbar altmodisch. Er lebte in einem kleinen Häuschen am Rand eines Dorfs inmitten eines kleinen Gartens voller Apfelbäume. Er scherte sich nicht darum, was die Leute über ihn sagten, und die Leute nannten ihn sonderbar und belächelten ihn. Aber Moi liebte seinen Großvater, denn er hatte immer ein offenes Ohr und beantwortete all die vielen Fragen, die der Junge ihm stellte.

Eines Tages, als Moi wieder einmal seinen Großvater besuchte und in dem kleinen Garten umherstreifte, während der Großvater dort in seinem Schaukelstuhl saß und eine Pfeife rauchte, wollte Moi etwas wissen: „Großvater, was ist ein Zeitoptimierer?“

„Tja, mein Junge“, sagte der Großvater und schaukelte hin und her und paffte an seiner Pfeife, bevor er weitersprach, „ein Zeitoptimierer ist jemand, der so viel, wie es nur irgend möglich ist, in so wenig Zeit wie nur irgend möglich tun kann.“

„Mhm“, überlegte Moi, „und warum ist das so wichtig?“

„Tja, mein Junge“, sagte der Großvater wieder, aber diesmal hörte er auf mit dem Schaukeln und nahm die Pfeife aus dem Mund und sah Moi mit ernstem Blick an. „Es ist nicht wichtig! Es ist ganz und gar nicht wichtig! Es ist sogar ganz und gar falsch!“

Erst einmal war Stille. Moi blickte den Großvater mit großen Augen an. „Aber“, fing er schließlich wieder an zu reden, „alle sagen doch, dass es wichtig ist. Und wenn alle das sagen, dann muss es doch so sein.“ Er schaute seinen Großvater dabei an und war sich plötzlich gar nicht mehr so sicher.

Der Großvater schaute zuerst in die Ferne, so als würde er sehr gründlich nachdenken und müsse sich die Worte sorgfältig zurechtlegen, dann schaute er Moi an und schließlich sagte er ernst: „Nein, es ist nicht immer alles richtig, was alle sagen. Und es sind auch nicht alle, sondern nur die meisten.“ Eine kurze Pause entstand und der Großvater schien wieder seine Worte genau zu bedenken. „Die Menschen sind irgendwann vom rechten Weg abgekommen und wissen nicht mehr, was ihnen guttut, was das Leben ausmacht, was

Glück ist. Die Menschen haben Angst. Sie rennen und rennen durch ihr Leben, weil sie nicht fühlen wollen, nicht spüren wollen – ihre Angst nicht spüren wollen, ihre Angst nicht fühlen wollen.“

„Welche Angst meinst du?“, wollte Moi wissen.

„Die Angst, nicht gut genug zu sein, nicht so gut wie die anderen zu sein. Die Angst, nicht dazugehören. Die Angst vor dem Leben.“ Traurig blickte der Großvater durch seinen Garten. „Und sie haben einfach aufgehört zu fühlen, denn wer nicht fühlt, kann nicht traurig sein.“

Moi hatte sehr genau zugehört. „Aber wer keine Gefühle hat, kann auch keine Freude haben, oder?“

„Ja, mein Junge – genau so ist es!“

„Ich möchte aber Freude haben.“ Moi sagte es leise und sehr nachdenklich.

Und sein Großvater sah ihn an, mit einem hoffnungsvollen Lächeln, das voller Liebe war.

„Ja, mein Junge! Das sollst du. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, die Gefühle zurückzuholen. Vielleicht kann die Angst besiegt werden, sodass die Menschen nicht mehr davor flüchten müssen.“

Und Moi blickte mit großen Augen zu seinem Großvater: „Und wie soll das gehen? Wie kann man denn die Gefühle zurückholen? Und die Angst besiegen?“

Und nun wurde der Großvater sehr ernst. „Nun, mein Junge, das ist eine sehr schwere Aufgabe. Es sind sogar mehrere Aufgaben: Wer die Gefühle zurückholen will, muss zuerst der Leere ins Gesicht blicken. Dort wird er sich selbst finden. Dann muss er die Freundschaft der Unwichtigkeit gewinnen. Und zum Schluss muss er den rechten Umweg finden.“

Mois Augen waren noch größer geworden, als der Großvater gesprochen hatte, und seine Hoffnungen sanken: Er hatte gar nichts verstanden. Ratlos blickte er den alten Mann an.

„Weißt du, es ist gar nicht so schwierig. Aber es ist eine sehr beschwerliche Reise. Denn man muss die Angst vor der Leere überwinden. Und um die Freundschaft der Unwichtigkeit zu gewinnen, braucht es Mut, denn es kann sein, dass man ausgelacht oder so-



gar bekämpft wird. Man kann die Freundschaft der Unwichtigkeit nur erlangen, indem man der Macht und der Anerkennung entsagt. Und den rechten Umweg kann nur finden, wer langsam geht und seinen Blick immer nur auf das Hier und Jetzt und auf eine Sache konzentriert. Und wer den Blick auch für die Kleinigkeiten im Leben nicht verliert.“

Moi hatte wieder gut zugehört und, obwohl er immer noch nicht alles verstand, was sein Großvater ihm erzählt hatte, keimte doch so etwas wie Hoffnung in ihm auf. „Meinst du, ich könnte mich auf die Reise machen und diese Aufgaben lösen?“

Und wieder blickte der Großvater seinen Enkel an, diesmal mit Stolz in den Augen: „Ja, ich glaube, du könntest das.“

„Aber“, wandte Moi ein, „kann ich diese Reise denn für alle Menschen machen?“

„Nein, natürlich nicht. Diese Reise muss jeder allein unternehmen. Aber du kannst diese Reise als Erster machen und damit zeigen, wo hin sie führen kann. Und dann werden einige Menschen sich auch auf die Reise machen.“

„Alle?“

„Nein, alle sicher nicht. Aber einige. Vielleicht nur wenige, aber mit der Zeit werden es immer mehr werden. Der Erste wird es aber am schwersten haben.“

Moi war sehr mutig und vor allem hatte er seinen eigenen Kopf. Er hatte sich längst selbst ein Bild gemacht von den Menschen und wie sie lebten. Und was er sah, gefiel ihm nicht. Er wollte fröhlich sein und die schönen Dinge genießen, die das Leben bereithielt – er wollte es auch für diejenigen, die noch einen Blick dafür hatten, solche wie sein Großvater. Und so stand für ihn schnell fest, dass er sich auf die Reise machen würde, um die drei Aufgaben zu lösen und die Gefühle zurückzuholen, die auch in seinem Leben nur noch wenig Platz hatten. Je älter er nämlich wurde, desto weniger Zeit durfte er mit seinem Großvater verbringen, denn seine Tage wurden mehr und mehr verplant. Seine Eltern wollten schließlich, dass er möglichst viel in möglichst wenig Zeit zu tun lernte. Und so

verbrachte er die meisten Tage damit, zu lernen, wie man möglichst viel in möglichst wenig Zeit schaffen konnte und wie man Zeit, die vielleicht dennoch übrig blieb, nutzte, sodass man sie nicht vertrödelt. Er lernte, dass man nichts verpassen durfte, dass Zeit Geld ist und Geld Macht und dass es wichtig ist, wichtig zu sein, wenn man in der Welt bestehen will.

Und Mois Großvater wusste, dass er seinen Enkel gehen lassen musste, auch wenn ihm das nicht so ganz leichtfiel, denn Moi war ja fast noch ein Kind, wenn auch schon ein nicht mehr ganz so kleines. Aber er wusste auch, dass Kinder, auch manchmal schon etwas größere – wenn sie Glück haben –, manche Dinge noch kannten, sich manches noch bewahrt hatten, was die Erwachsenen längst vergessen hatten. Und dass es höchste Zeit war, dass Moi diese Dinge schätzen lernte, bevor er sie ganz vergaß. Und so nahm er ihn bei der Hand und ging mit ihm in die gute Stube, drückte ihn dort sanft aufs Sofa und setzte sich neben ihn.

„Mein Junge“, begann er, „ich will dir noch etwas mit auf den Weg geben. Du wirst deinen Weg zwar allein gehen müssen, aber du wirst dennoch nie wirklich allein sein, denn dein Weg wird dich durch die Wälder und Wiesen führen und dort ist Leben. Und du bist ein Stück von diesem Leben, vergiss das nie. Dann wirst du nicht einsam sein. Und wenn du die Augen schließt und alle Gedanken ziehen lässt, sodass keiner dich mehr stört, dann schicke mir das, was auf deiner Seele liegt, und ich werde dir antworten.“

„Mois Augen waren auf seinen Großvater gerichtet. „Wie kann ich dich hören, du bist doch dann so weit weg?“

„Du kannst mich hören in Form von Gedanken oder Bildern, die dir dann in den Kopf kommen. Man muss ein bisschen üben. Und man muss vertrauen. Du wirst schon sehen!“ Und dabei tätschelte ihn der Großvater, und dann nahm er ihn liebevoll in den Arm und drückte ihn ganz fest.

Am nächsten Morgen machte sich Moi auf den Weg zu der Leere, vor der alle so viel Angst zu haben schienen. Er lief durch den dunklen Wald, den kaum einer mehr kannte, und es war so, wie



der Großvater es ihm gesagt hatte: Überall war Leben, die Bäume rauschten im Wind, die Vögel zwitscherten von den Baumkronen, Eichhörnchen, Mäuse, kleine Käfer und noch einige andere Waldbewohner huschten über den federnden Waldboden. Manchmal sah Moi auch Hasen oder sogar Rehe und Füchse und sie alle schienen ihm im Vorbeigehen zuzuwinkern. So wanderte er staunend weiter, bis er den großen dunklen Wald durchquert hatte. Sein Weg führte ihn weiter durch einige Wiesen, die jedoch immer mehr steinigem oder sandigem Untergrund wichen, und schließlich lag vor ihm ein karges Tal. Der Himmel hatte sich zugezogen und hing voller grauer Wolken. Und es war immer ruhiger um ihn herum geworden. Er war auch kaum mehr einem Tier begegnet und das Vogelgezwitscher war verklungen. So stand er nun vor dem Rand des Talkessels und hörte sein Herz klopfen. Die Stille, das öde Land und das Grau um ihn herum begannen ihn zu ängstigen. Doch er nahm sich ein Herz und suchte sich eine Stelle, an der er den Abstieg in das düstere Tal wagen wollte. Vorsichtig stieg er hinab. Der Weg war beschwerlich und er musste aufpassen, wohin er seine Füße stellte, um nicht abzurutschen. Als er endlich im Tal angekommen war, bemerkte er, dass es hier noch dunkler, noch grauer war, als es von oben den Anschein gehabt hatte. Um ihn herum herrschte eine bedrückende Leere! Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und schritt voran, auch wenn er nicht genau wusste, wohin er gehen sollte. Er stieg über Geröll und durch dunklen Nebel, bis schließlich ein See vor ihm auftauchte, dessen Wasser unbeweglich und fast schwarz vor ihm lag. Sein Mut sank. Aber er war müde, und so beschloss er, sich hier für die Nacht niederzulassen. Er suchte sich eine Stelle, wo der Untergrund sandig und damit nicht steinhart war, setzte sich und ließ seinen Blick durch das Tal gleiten. Soweit er es erkennen konnte, gab es nirgends auch nur die kleinste Pflanze. Nicht das leiseste Geräusch drang in seine Ohren. Er schien gefangen im Nichts. Langsam senkte sich die Nacht über das Tal und Moi blieb nichts anderes übrig, als das dunkle Wasser zu trinken, das ziemlich fad schmeckte, aber dennoch seien Durst stillte, und sich dann zum Schlafen in den Sand zu legen. Die Trübseligkeit hatte sich

inzwischen auch auf sein Gemüt gelegt und er lag eine Weile wach. Die Gedanken schienen durcheinanderzuwirbeln und er hatte das Gefühl, gar nicht mehr denken zu können, sondern nur noch Traurigkeit zu empfinden, bis ihn irgendwann die Erschöpfung erlöstet und er in einen tiefen traumlosen Schlaf sank.

Als er am nächsten Morgen erwachte und sich vorsichtig umblickte, schien sich nichts verändert zu haben. Keine Sonne schien durch den grauen, mit dicken Wolken verhangenen Himmel, kein Geräusch drang durch die Stille und der See lag immer noch dunkel und undurchsichtig vor ihm. Eine Weile saß er so am Ufer und blickte still vor sich hin, blickte in die Dunkelheit des Gewässers. Plötzlich fühlte er sich von dem See auf merkwürdige Weise angezogen. Er konnte gar nicht anders, und so stand er auf und ging hin zu dem trüben Wasser, kniete sich ans Ufer und dann beugte er sich, ohne auch nur darüber nachzudenken, über die Wasseroberfläche und sah hinein. Und was sich dort zeigte, auf der fast schon düsteren und grauen Oberfläche, war sein Gesicht, das ihm ernst und schweigend entgegenblickte. Zuerst sah er seine Wangen, seine Augen, Ohren, Nase und Mund, seine Haare, aber dann sah er tiefer. Der See erschien plötzlich nicht mehr grau, dort wo sein Gesicht war, sondern klarer, und er sah durch sein Spiegelbild hindurch und erkannte tiefer unten ein Leuchten, ganz zart, aber doch deutlich zu erkennen. Und je länger er hinsah, desto heller wurde das Licht. Und auch seine Gedanken wurden ganz klar. Es war, als sehe er sich zum ersten Mal. Natürlich hatte er sich viele, viele Male in einem Spiegel betrachtet und gewusst, wie er aussah, aber nun erkannte er, dass er bisher nur wenig wirklich gesehen hatte. Und er begann sich ganz neu zu entdecken. Dabei stellte er fest, dass es nichts Wichtigeres auf der Welt gab, als sich selbst kennenzulernen. Was spielte es für eine Rolle, wie viel Zeit er dafür brauchte? Sein Mund begann ihm plötzlich zuzulächeln und so entdeckte er seine Fröhlichkeit und Ungezwungenheit. Und als er darüber nachdachte, wurde ihm bewusst, dass ihm diese Fröhlichkeit wichtig war und dass er dabei war, sie zu verlieren in seinem Leben, das damit aus-



gefüllt war, wichtige Dinge zu tun - wichtige Dinge, die ihm plötzlich gar nicht mehr wichtig erschienen. Und er begann über die Fröhlichkeit ein wenig mehr nachzudenken. Die Menschen lachten wenig, und wenn ihm doch ein Lachen begegnete, dann war dies meist mehr eine Maske, die sich jemand aufgesetzt hatte. Wie traurig, dachte er. Und er begann über immer mehr Dinge nachzudenken, über die man in der Welt nicht mehr nachdachte: Über das Genießen, das Nichtstun, die Freude, die ihm der Spaziergang im Wald gemacht hatte, über sich selbst und er war erstaunt darüber, wie wenig er sich kannte. Nie hatte er sich Gedanken darüber gemacht, was er mochte und was nicht. Was er gut konnte und was nicht. Immerzu hatten seine Eltern oder seine Lehrer ihm gesagt, was richtig und was falsch sei. Aber was, wenn das alles gar nicht stimmte? Vielleicht wollte er gar nicht so unheimlich viel können in ganz wenig Zeit? Vielleicht wollte er auch nicht dauernd beschäftigt sein? So kam ein Gedanke zum anderen und plötzlich erfüllte Moi ein wunderbares warmes Gefühl in seinem Herzen. Und als er aufsah, merkte er, dass sich die Wolken verzogen hatten und die Sonne am Himmel stand. Moi dachte an seinen Großvater, ließ alle anderen Gedanken ziehen, vergaß die Welt um sich herum – und da sah er seinen Großvater vor sich und dieser zwinkerte ihm verständnisvoll zu. Und in seinem Lächeln schien Zufriedenheit zu liegen.

Moi legte sich ans Ufer und ließ die Gedanken durch seinen Kopf wandern und es war ihm völlig egal, wie viel Zeit dabei verging. Und im Nu war es Abend geworden. Glitzernd lag der See vor ihm und einzelne kleine Wolken zeichneten sich scharf und glühend und glitzernd vom Abendhimmel ab. Und Moi entdeckte Vögel, die ihre Bahnen am Himmel zogen, und hörte ihre Stimmen, die ihm scheinbar ein lustiges Lied sangen. Und ohne groß darüber nachzudenken, stand er auf und tanzte dazu, bis schließlich die Nacht hereinbrach.

Am folgenden Morgen hatte sich die Welt in dem Tal verändert. Überall waren zaghaft Blumen und Büsche gewachsen, kleine Bäume standen hie und da in der Gegend, Tiere wuselten herum und der Himmel zeigte sich in strahlendem Blau. Moi gefiel es jetzt an

dem See, der nun nicht mehr grau war, sondern in durchsichtigem Grün vor ihm lag und in der Sonne glitzerte. Diesmal musste er nicht erst in den See blicken, um sich selbst zu sehen. Aber er verbachte auch diesen Tag damit, sich selbst zu entdecken. Diesen und den nächsten und den darauf folgenden und viele Tage, Wochen und Monate mehr. Um ihn herum wuchsen die Pflanzen zu dichtem satten Grün heran, während Moi seine eigenen Stärken entdeckte und lernte, sie zu nutzen, und auch seine Schwächen, die er nicht verachtete, sondern die er liebevoll annehmen konnte, die er als einen Teil von sich akzeptierte. Man muss nicht alles können oder wissen, niemand kann das, dachte er sich. Und – sind es nicht unsere Schwächen, die uns erst wirklich liebenswert und einzigartig machen?

So vergingen viele Monate und Moi begann zu lernen - ganz anders, als er bisher gelernt hatte. Er probierte Dinge einfach aus, schloss Freundschaft mit einigen Tieren, lernte die Pflanzen kennen, baute sich aus dem, was er fand, ein kleines, etwas schiefes Häuschen, übte, Feuer zu machen, das ihn wärmte, ernährte sich von dem, was er fand. Er baute aus Steinen Türme und begann danach, die Steine zu bearbeiten, indem er einen härteren Stein an einem weichen rieb und schaffte so wunderschöne Figuren. Aber er überlegte auch, was er mit seinem Leben anfangen wollte, wenn er wieder zu Hause sein würde, sammelte Ideen und machte Pläne. So verging die Zeit und aus Moi wurde ein junger Mann. Und irgendwann sagte er sich, dass es Zeit war, Abschied zu nehmen von seinem kleinen Tal, in dem er eine so glückliche Zeit verbracht hatte, denn er wollte doch noch die weiteren Aufgaben lösen. Und so zog er durch das Tal, vorbei am glitzernden See und wanderte viele Tage durch das Land, bis er zu einer großen Stadt kam. Sie war von einer hohen Stadtmauer begrenzt und so ging er eine Weile an der Mauer entlang, bis er schließlich zu einem großen Stadttor gelangte. Frohen Muts und zufrieden mit sich selbst ging er hindurch.

In der Stadt herrschte reges Treiben. Viele Menschen gingen an ihm vorüber, ohne ihn zu beachten. Er ging eine Straße entlang, die



groß und breit war, weil er glaubte, sie führe wohl weit in die Stadt hinein und irgendwann an einer Herberge vorbei, denn irgendwo musste er die Nacht verbringen und Hunger hatte er auch. Als er nach einer Weile an zahlreichen Geschäften und wichtig aussehenden Gebäuden vorbeigekommen war, aber immer noch keine Unterkunft gefunden hatte, wandte er sich an einen Mann, der ihm entgegenkam: „Entschuldigt, werter Herr, könnt Ihr mir sagen, wo ich hier einen Schafplatz finde?“

Der Herr blickte ihn zuerst überrascht an, denn er hatte den jungen Mann gar nicht bemerkt, da er viel zu beschäftigt war, während des Gehens in einer Akte zu lesen, die er dabeihatte, und dann erwiderete er in ungeduldigem Ton: „Um die nächste Ecke, dann links.“

Und noch bevor Moi sich bedanken konnte, war er wieder in seine Dokumente vertieft und schritt eilig davon und wäre dabei fast an eine Straßenlaterne gelaufen, denn es ist schwierig, die Augen gleichzeitig auf die Straße und in die Akten zu richten.

Moi bog um die nächste Ecke und tatsächlich stand er bald vor einem großen Haus mit hohem Eingangsportal und trat ein. Der Großvater hatte ihm einen Beutel mit Geldstücken mitgegeben und bisher hatte er sie nicht gebraucht, so konnte er hier wohl für ein paar Tage wohnen. Er ging durch die Halle hin zum Empfang und fragte mit einem freundlichen Lächeln auf dem Gesicht nach einem Zimmer. Der Portier blickte den jungen Mann, der mit struppigen Haaren und etwas unordentlicher Kleidung vor ihm stand, abschätzend an und runzelte die Stirn. Sein Gesicht blieb starr, aber er griff trotzdem hinter sich, holte einen Stift und ein schwarzes Buch mit Goldrand hervor und schaute Moi dann streng an: „Name?“ Und nachdem Moi diesen genannt hatte, fragte er weiter: „Wohnort?“ Und schließlich fragte er den jungen Mann: „Beruf?“

„Ich habe noch keinen Beruf“, erwiderte Moi.

„Dann bist du noch Schüler?“

„Nein“, sagte Moi und wusste selbst nicht so recht, ob er noch Schüler war oder schon nicht mehr, denn sein Leben schien inzwischen etwas aus der üblichen Bahn gelaufen zu sein.

Mit grimmiger Stimme kam da schon die nächste Frage: „Student?“

„Nein“, antwortete Moi diesmal mit fester sicherer Stimme.
Der Portier schaute auf und in seinem Blick mischte sich Verwunderung mit Ungeduld. „Was denn dann?“

„Nun“, begann, Moi, „im Moment habe ich mir eine Auszeit genommen.“

Nun spiegelte sich im Gesicht des Portiers Ablehnung. „Ich glaube nicht, dass wir noch ein Zimmer frei haben, junger Mann!“

„Aber, ich kann es bezahlen“, wendete Moi ein und kramte seine Geldstücke aus der Tasche.

Doch der Mann in Uniform blickte nicht einmal hin. „Nein, das letzte Zimmer haben wir gerade vergeben.“

Ungläubig schaute Moi zu dem Portier hin, aber nachdem er in dessen Gesicht nur kalte, harte Augen sah, wendete er sich um und trottete langsam zum Ausgang. Und bevor die Tür sich hinter ihm schloss, hörte er noch ein zwischen den Zähnen gezischtes „Fauler Kerl, solches Pack brauchen wir hier nicht“ hinter sich.

Nun fand sich Moi wieder auf der Straße und er machte sich von Neuem auf die Suche, aber in jeder Herberge machte er die gleiche Erfahrung. Und so kam er schließlich abends müde und erschöpft zu einer Kirche, in die er sich schlich und in der er die Nacht hinter dem Altar auf dem harten Boden verbrachte.

Am nächsten Morgen weckte ihn eine laute Stimme: „He du, was tust du hier in meiner Kirche?“

Moi schlug die Augen auf und blinzelte in die Richtung, aus der die Stimme zu ihm gesprochen hatte: „Entschuldigt, Pfarrer, ich habe keine Bleibe gefunden und ich wusste nicht wohin.“

„Das hier ist kein Obdachlosenheim! Scher dich hinaus. Ich will dich hier nicht mehr sehen.“ Und mit diesen Worten drehte sich der Pfarrer um und verschwand.

Moi erhob sich, rieb sich den steifen Rücken und trat aus der Kirche. Die Stadt war laut und die Luft stickig, durchzogen mit so manch üblem Geruch. Wohin sollte er nur gehen, überlegte er mit knurrendem Magen. Er dachte an seinen See und bekam plötzlich große Sehnsucht nach dem Ort voller Ruhe, an dem er sich so wohlgefühlt hatte. Aber er sagte sich, dass er noch eine Aufgabe erfüllen wollte,



und irgendwas ließ ihn ganz sicher sein, dass dies hier der richtige Ort dafür sei. Und so lief er ziellos durch die große Stadt und sah, dass kaum jemand ihn beachtete, und die wenigen, die es doch taten, ihn mit Verachtung straften, wenn sie seine Kleidung erblickten, oder ihn sogar als Tagedieb wegjagten, wenn sie merkten, dass er seine Zeit nicht mit wichtigen Dingen füllte. Und so vergingen die nächsten Tage. In den Nächten suchte sich Moi versteckte Plätze, schlief im Park in Büschen oder in dunklen Hinterhöfen und am Tage irrte er durch die Straßen, auf der Suche nach etwas Essbarem. Und obwohl er genug Geldstücke besaß, war es schwer für ihn, etwas zu kaufen, denn die Menschen straften ihn mit Ablehnung, nannten ihn einen Nichtsnutz, einen Niemand, einen Lump und scheuchten ihn fort. So wurden ihm die Tage und Nächte lang und beschwerlich. Die Menschen beschimpften ihn, manche lachten über ihn und viele beachteten ihn einfach gar nicht. Er war unwichtig und nutzlos. Er wollte sich eine Arbeit suchen, doch niemand wollte ihn einstellen, so wie er aussah, denn inzwischen waren seine Kleider schmutzig und überall, wo er nach einer Anstellung fragte, wurde er davongejagt. Es gab Tage, da fühlte sich Moi so furchtbar elend, dass er sich irgendwo verkroch und weinte. Er befand sich mitten in einer Stadt voller Menschen und schien trotzdem ganz allein. Dort draußen an seinem See hatte er sich wohlgefühlt und hier, mitten unter Menschen, war er einsam.

Aber eines Tages, nachdem er wieder einmal davongejagt worden war, Kinder ihn sogar mit Steinen beworfen hatten und er sich in seinem Winkel hinter einem alten Schuppen, inmitten von rostigen Kannen und Töpfen und altem Gerümpel verkrochen und ganz furchtbar geweint hatte, setzte er sich auf und wischte sich die Tränen aus dem schmutzigen Gesicht. Wenn er doch am See allein sein konnte, dann konnte er es doch auch hier. Die Leute schienen ihn nur zu mögen, wenn er so war wie sie. Aber – wollte er nicht gerade anders sein? Was nutzte es, sich anzupassen, wenn man sich selbst damit nicht wohlfühlte? War es nicht wichtig, sich selbst zu gefallen? Hatte es ihm nicht auch draußen am See genügt? Er schloss die Augen und schloss die Stadt aus seinen Gedanken aus, ließ alles

Noch einige Worte zum Dank!

Eine Geschichte zu schreiben, ist für mich immer eine Herzensangelegenheit. Ich möchte meine Gedanken, meine Erkenntnisse gern teilen, um anderen Freude zu schenken, ihnen Mut zu machen und sie zum Nachdenken anzuregen. Wenn ich schreibe, ist es oft so, als würde irgendjemand meine Hand führen – die Geschichte fließt wie von selbst dahin, sodass ich mich manchmal hinterher frage, wie ich eigentlich auf diese oder jene Idee gekommen bin. Nun, viele Ideen hat das Leben „geboren“. Inspiration ist für mich oft die Natur. Aber natürlich haben mich auch sehr viele andere Menschen angeregt, die irgendetwas erzählt, erlebt oder geschrieben haben. Mein herzlicher Dank gebührt deshalb den Menschen und auch Tieren, an deren Lebenserfahrung ich irgendwie teilhaben durfte.

Besonders bedanken möchte ich mich bei meiner Freundin Kirsten Blanck, die die erste Korrektur des Buches gelesen hat und nicht müde wird, mich zu bestärken und mir mit Rat und Tat zur Seite zu stehen! Danke auch an Christine Goeb-Kümmel – danke Christine für dein wundervolles Seminar und unsere Gespräche, die mir einen neuen Einblick in die Welt der Naturwesen ermöglicht haben und besonders auch für die Verwirklichung dieser wundervollen Neuauflage! Und natürlich: Danke auch an meinen Mann Jens, der, obwohl er eigentlich überhaupt nicht gerne liest, die Texte dennoch kritisch durchging, und danke natürlich auch an meine Jungs Henry und Vincent.

Über die Autorin

Birgit Schuler, Jahrgang 1963, lebt mit ihrem Mann und ihrem Hund am Rand eines kleinen Dorfes inmitten der Natur.

Ihr Lebensweg führte sie über ein Jurastudium und ein Studium der Psychologie zum Schreiben.

Wie ihre beiden bereits erschienenen Bücher „Lisas Reise – Ein Märchen für Erwachsene“ und „Fantasiereisen – Geschichten zur Meditation“ ist auch „Und wenn der Wind eine Seele hat ...“ ein Buch für alle Menschen, die die Natur und ihre Wesen lieben und achten und die spüren, dass die Natur und die Geschichten, die aus ihr erwachsen, uns so viel zu geben haben, so auch Heilung für Körper, Geist und Seele.

Birgit Schuler ist neben ihrer Autorentätigkeit als Coach und Lebensberaterin tätig und bietet neben Einzelgesprächen und individuellen Therapien auch Seminare an, unter anderem mit Schwerpunkt Entspannung und Stressbewältigung.

Die Autorin erreichen Sie über ihre Internetseite:
www.seelische-gesundheit-schuler.de

Weitere Bücher des Verlags Begegnungen, fast alle ebenfalls als Ebooks erhältlich:



ISBN 978-3-946723-33-2

50 Seiten, broschiert,

mit s/w Fotografien

8,95 Euro

Fantasiereisen

Geschichten zur Meditation

Birgit Schuler

Fantasiereisen sind ein kleiner Urlaub für die Seele.

Gemeinsam mit wunderschönen, stimmungsvollen Fotos, die bewusst in schwarzweiß gehalten wurden, sind die in dem Buch enthaltenen Fantasiereisen dazu geeignet, zu entspannen, Kraft zu tanken, Heilung zu unterstützen oder ganz einfach, die Seele baumeln zu lassen.



ISBN 978-3-9814784-8-8

147 Seiten, broschiert,

mit Illustrationen

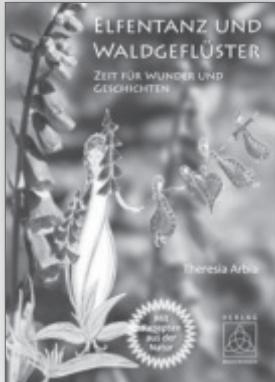
14,95 Euro

Wala und die Flamme

Christina Stupp

Das Mädchen Wala, zuhause auf einem weit entfernten Planeten, beschließt, den Menschen die Lösung ihrer Probleme und den Übergang in ein neues Bewusstsein zu übermitteln ...

Eine zutiefst berührende Geschichte, die man immer wieder und so lange lesen möchte, bis sie endlich Wirklichkeit geworden ist.



ISBN 978-3-946723-37-0
148 Seiten, broschiert,
mit farbigen Illustrationen
14,95 Euro

Elfentanz und Waldgeflüster
Zeit für Wunder und Geschichten
Theresia Arbia

In „Elfentanz und Waldgeflüster“ sind Erzählungen und Märchen – aus dem Reich hinter unseren Sinnen – verknüpft mit vielen vegetarischen und veganen Rezepten und interessanten Informationen über die Zutaten.

Es ist ein liebenswertes Buch über Naturgeister und Sternenwanderer, Devas und Baumseelen, die sich den Menschen zeigen, die mit offenen Sinnen durch die Natur gehen.



ISBN 978-3-9816162-4-8
82 Seiten, broschiert,
mit farbigen Illustrationen
12,95 Euro

Kräutersommer – Zeit für Geschichten
Theresia Arbia und Pamela Feil

Zeit für Geschichten – ist es nicht das, was wir so dringend brauchen? In diesem Buch darf unsere Seele auf Reisen gehen, begleitet vom betörenden Duft der Wiesenkräuter und dem leisen Raunen des Andersweltlichen.

Es ist eine Reise in andere Zeiten, zu geheimnisvollen Orten, und wie im Märchen von Frau Holle finden wir uns wieder auf blühenden Wiesen, in wilden Kräutergärten und in der Fantasie der Worte.

Weitere Bücher (auch als Ebooks erhältlich), die im Rahmen des Projektes Sternschnuppenlicht erschienen sind:



ISBN 978-3-9816162-2-4

164 Seiten, broschiert,
mit farbigen Gemälden
21,95 Euro

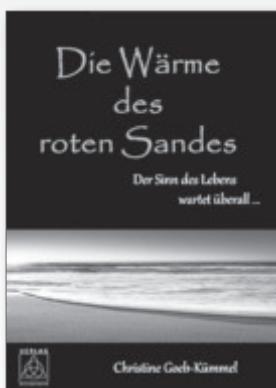
Der innere Klang – Eins sein mit dem Wesen der Bäume

Marco Grottke und Ulrike Meister

Bäume sind lebendige und fühlende Wesen und seit jeher enge Vertraute der Menschen. Die energetischen Schwingungen unterschiedlichster Bäume wurden künstlerisch poetisch in Worte übertragen. Lassen Sie sich berühren vom lebendigen Fluss der Worte und den individuellen Baumenergien, die in wundervollen Bildern liebevoll zum Ausdruck gebracht worden sind.

Kartendeck zum Buch 12,95 Euro

Die 21 Baumbilder des Buches sind als farbiges Kartendeck im Format 8 x 12 cm nur direkt über den Verlag Begegnungen zu beziehen (im Organza-Säckchen mit Satinkordel).



ISBN 978-3-9467232-8-8

165 Seiten, broschiert,
mit Illustrationen
14,95 Euro

Die Wärme des roten Sandes

Der Sinn des Lebens wartet überall

Christine Goeb-Kümmel

Die Juristin Sally und das Straßenkind Jorge – zwei Menschen, wie sie bezüglich Alter, Geschlecht und Stellung in der Gesellschaft nicht unterschiedlicher sein könnten – treffen an einem Punkt ihres Lebens aufeinander, an dem es für beide nicht weiterzugehen scheint ...

Eine Erzählung über den Weg zum Sinn des Lebens.

Weiterführende Informationen
zu den Büchern und Aktivitäten des Verlags Begegnungen
erhalten Sie unter
www.verlagbegegnungen.de



Wir freuen uns über Ihr Interesse,
über Feedback und Anregungen!